Pflanzen für die Schön- und die Schlechtfärberei

Autor(en): **Dal Cero, Maja**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Topiaria helvetica : Jahrbuch**

Band (Jahr): **- (2011)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-382453

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Pflanzen für die Schön- und die Schlechtfärberei

MAJA DAL CERO

Was heute noch in Redewendungen oder Wortspielereien aufscheint, war im Mittelalter ein angesehenes Handwerk: Schön- und Schlechtfärber zauberten mit einer Mischung aus meist pflanzlichen Rohstoffen und Metallsalzen bunte oder dunkle Farben auf Seide und grobe Leinwand. Das Färben von Textilien gehört zu den ältesten Kulturtechniken – damals wie heute bekleiden Menschen ihre Körper und schmücken ihre Behausungen mit bunten Fasern und Geweben.

Die Rohstoffe für die Färberei – Wurzeln, Rinden, Blätter, Blüten, Früchte – wachsen wild oder werden auf Äckern und in Gärten kultiviert, man braucht die Farben nur zu pflücken. Eher unscheinbar sind sie oft, die Färberpflanzen, die erst mithilfe von geheimnisvollen chemischen Prozessen ihre Farbkraft auf Stoff und Papier bannen lassen. Es braucht daher eine Portion Endeckergeist und Experimentierfreude, um sich das Kaleidoskop der Pflanzenfarben und Färberpflanzen zu erschliessen.

Vom Handwerk

Ein Blick zurück auf die mittelalterliche Tuchfärberei vermittelt einen Eindruck über die einstige gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung der Pflanzenfarbstoffe.[1]

Im frühen Mittelaltalter standen Färber in enger Verbindung mit den Tuchmachern, denn sie veredelten deren grobe und feine Stoffe durch ihre Farbgebungen. Ab dem 13. Jahrhundert organisierten sich die Textilhandwerke auch in Zünften, wie beispielsweise in Basel, einem der wichtigen Färberzentren der Schweiz. Am 21. August 1268 übergab der Bischof von Basel in einem formellen Akt den Zunftbrief an die Weber und Leinweter (Leinenweber).[2] In der Zunft zusammengeschlossen waren verschiedene Gewerbe: Spinner, Spuler, Bleicher, Färber, Wollweber, Leinen- und Baumwollweber, Passementer, Sammetweber, Seidenstoffweber, Seidenstreicher, Hechelmänner, Seidenmüller. Dies zeigt eindrücklich, wie viele verschiedene Handwerksgattungen nur schon in der Tuchmacherei tätig waren. Über die Färberei berichten dann die Basler Chroniken erstmals um 1454. Über den Rohstoffhandel bestand auch eine starke Verknüpfung zwischen Gewürzhändlern, Kaufleuten und Seidenfärbern, die bis Mitte des 17. Jahrhunderts alle zur Safranzunft gehörten. Erst spät wechselten die Seidenfärber dann zur Webernzunft.[3]

Allgemein unterlagen die in Zünften zusammengeschlossenen Gewerbe strengen Regeln und Pflichten. Für die Färber war die Verwendung der Rohstoffe klar festgelegt: den Schlecht- oder Schlichtfärbern, die grobe Leinenstoffe mit Wurzeln und Rinden dunkel färbten, war die Verwendung von kostbaren Blüten wie Safran *Crocus sativus* L. untersagt. Diese Pflanzen waren den Schönfärbern vorbehalten, die für bunte Samt- und Seidenstoffe zuständig waren.

Die Pflanzenrohstoffe für die Erzeugung der drei Grundfarben waren auch Gegenstand ökonomischer Überlegungen, denn Handel und Anbau waren wichtige wirtschaftliche Faktoren.[4] Es wurde immer wieder nach Möglichkeiten gesucht, die hohen Kosten für den Farbstoffimport zu senken. Um 1420 etwa wurde in der Nähe von Basel während etwa zehn Jahren Safran – einer der kostbarsten Farbstoffe überhaupt – angebaut, dann wurde die Anstrengung wieder aufgegeben. Das Klima war nicht geeignet.

Um 1760 setzte sich Herr Tschiffeli, Sekretär des obersten Gerichtes, für den Krappanbau in der Schweiz ein. Er suchte nach einer geeigneten Sorte für den Anbau in der Schweiz, sodass roter Farbstoff von gleich hoher Qualität wie der holländische Krapp produziert werden konnte. Die ökonomische Gesellschaft von Zürich verfolgte diese Entwicklung genau und gab auch positive Empfehlungen zum Krappanbau ab. Trotzdem konnte der Färberpflanzenanbau in der Schweiz nie wirtschaftliche Bedeutung erlangen.

Der eindeutige König unter den Farbstoffen war jedoch Indigo-Blau.[5] Er gehört zu den ältesten Farbstoffen, die vor allem zum Färben von Textilien verwendet wurden. In Indien sind erste Spuren von Indigofärberei bereits aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. belegt. In Mitteleuropa diente Waid als Indigo-Vorstufen-Lieferant. Farbstoff von den indischen Indigo-Sträuchern kam in grösseren Mengen erst im 15. Jahrhundert nach Mitteleuropa, nach Erschliessung des Seeweges rund um das Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas. Damit kam Unruhe in den seit dem 13. Jahrhundert florierenden innereuropäischen Waidhandel.[6] Bis ins 16. Jahrhundert konnte der europäische Waidanbau durch protektionistische Massnahmen zwar noch geschützt werden – etwa durch einfache Verbote von Indigo in Deutschland bis hin zur Androhung der Todesstrafe auf Indigofärberei in Frankreich[7] –, doch dann verdrängte der Indigo, der über englische Handelskompanien nach Europa gelangte, zusehends den Waid und der Siegeszug des Königs der Farbstoffe war nicht mehr aufzuhalten.

Das Ende des Pflanzenfärbehandwerks wurde durch die Entdeckung der Anilinfarben 1856 durch William Perking eingeläutet. In der Folge verdrängten die synthetischen Farbstoffe rasch die Pflanzenfarben.

Drei Pflanzen für die Grundfarben

Geschickte Färber – diesen Ruf genossen vor allem flämische Färber – konnten sich auf wenige Pflanzenrohstoffe zur Erzeugung der Grundfarben beschränken: Färberwau *Reseda luteola* L. für Gelb, Krappwurzeln *Rubia tinctorum* L. für Rot, Färberwaid *Isatis tinctoria* L. für Blau. Durch Über- und Umfärben erzielten sie daraus mithilfe verschiedener Zusätze fast alle Farbnuancen.

Färberwau, auch bekannt als Färberreseda, *Reseda luteola* L. aus der Pflanzenfamilie der *Resedaceae* ist eine mediterrane Pflanze. In der Schweiz ist sie teilweise wildwachsend an Wegrändern, in Kiesgruben und Rebbergen

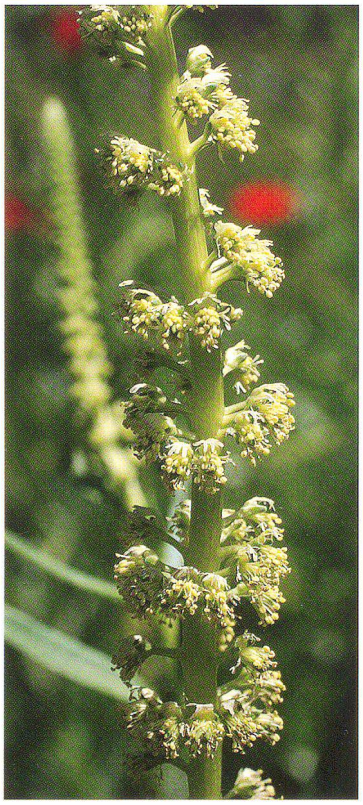

Abb. 1: Blühende Färberreseda *Reseda luteola* – Lieferantin von lichtechtem Gelb.

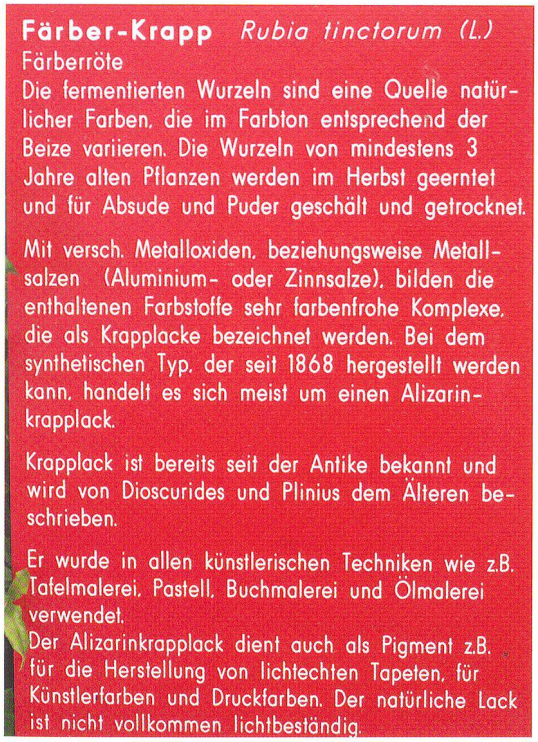

Abb. 2: Krapp-Rot *Rubia tinctorum*, Informationstafel und Farbmuster im Färbergarten von Schloss Wildegg.

anzutreffen. Ihre kleinen, blassgelben Blüten stehen in langen Trauben, sie blüht von Juni bis Oktober (Abb. 1). Häufiger als die Färberreseda ist allerdings die Gelbe Reseda *Reseda lutea* L. zu finden. Ihre Blüten sind hellgelb und die ganze Pflanze ist etwas kleiner als die Färberreseda. Da sich der gelbe Farbstoff in den oberirdischen Teilen befindet, ist die Färberreseda ergiebiger als *Reseda lutea*.

Aus praktischen Gründen wird oft die ganze Pflanze mit Wurzeln geerntet. Das Gelb der Reseda gilt als lichtecht, was eine Seltenheit unter den gelben Pflanzenfarbstoffen ist. Deshalb wurde mit der Pflanze in ganz Europa Handel getrieben.

Die Färberröte *Rubia tinctorum* L., auch Krapp genannt, aus der Pflanzenfamilie der Rötegewächse *Rubiacae* liefert in ihren Wurzeln den begehrten roten Farbstoff (Abb. 2). Die Wurzeln der Färberröte wurden nach drei Jahren ausgegraben, getrocknet und zur Farbzubereitung zerkleinert. Als mediterrane Pflanze wurde die Färberröte in der Schweiz hauptsächlich kultiviert, kommt jedoch im Wallis, am Lac Leman und stellenweise im Jura wildwachsend in Hecken und Weinbergen vor. Sie blüht von Juni bis Juli.

Die botanisch nahe verwandten Labkräuter wie das Echte Labkraut *Galium verum* L. (Abb. 3) oder das Wiesenlabkraut *Galium mollugo* L., ebenfalls aus der Familie der Rötegewächse *Rubiaceae*, wurden teilweise anstelle der Färberröte verwendet. Sie weisen jedoch einen wesentlich tieferen Gehalt an Farbstoffen auf als die Färberröte, dafür waren sie als einheimische Pflanzen in der Schweiz gut verfügbar.

Der Färberwaid *Isatis tinctoria* L. aus der Pflanzenfamilie der Kreuzblütlergewächse *Brassicaceae* war einst die zentrale Pflanze zum Blaufärben in Europa (Abb. 4). Wie die subtropischen und tropischen Indigosträucher *Indigofera* spp. liefert der Waid die begehrten Farbstoffe, allerdings in geringerer Konzentration als jene. Die von April bis Juni gelb blühende Pflanze (Abb. 5) ist in der Schweiz in wärmeren Lagen verwildert auf Schuttplätzen und im Rebgelände anzutreffen.

Abb. 3: Echtes Labkraut *Galium verum* als Ersatz für Färberröte.

Abb. 4: Waidblau.

Verwendet werden die Blätter der einjährigen Rosetten, geerntet wird, wenn sich die Blattspitzen gerade gelb verfärben (Abb. 6). Aufgrund ihrer hohen Regenerationskraft können die Blätter in bis zu drei Schnitten geerntet werden. Anschliessend werden die Blätter einem mehrstufigen Gär- und Trocknungsverfahren unterworfen, bis die farblosen Indigovorstufen (Isatan) in Wasser gelöst zur Küpenfärbung bereit sind. Um zwei Kilogramm reines Waidfarbpigment herzustellen, braucht es ungefähr eine Tonne frische Waidblätter.[8]

Hauptanbaugebiet für Waid in Europa war Thüringen, für die Schweiz sind einige schriftliche Nachweise für den Waidanbau vorhanden, doch geschah das wohl nie in grossem Stil.

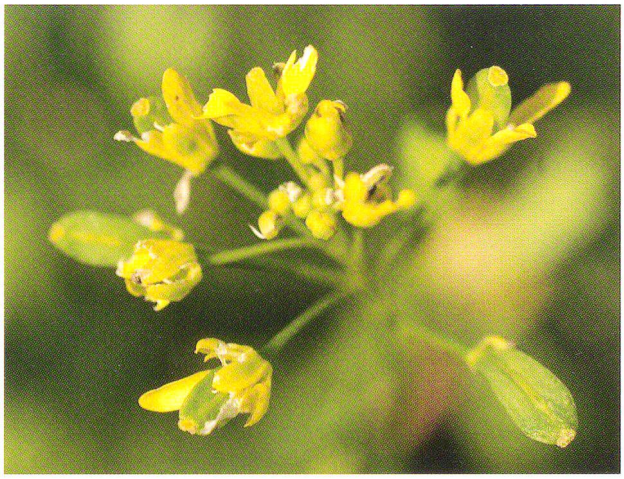

Abb. 5: Typische Brassicaceen-Blüte von Waid *Isatis tinctoria* L.

Abb 6: Einjährige Waid-Blattrosetten, bereit für die Ernte.

Abb. 7: Ein zarter Blauschimmer zeigt sich am schönsten in den reifen Früchten des Waid.

Auf den ersten Blick würde man nicht vermuten, dass in dieser Pflanze soviel «Blau» steckt (Abb. 7). Wie wohl die Menschen erstmals auf die Idee kamen, diese Blätter einem so komplexen Verfahren zu unterwerfen?

Waid war nicht nur eine viel genutzte Färberpflanze, sondern auch als Medizinalpflanze mit entzündungshemmenden Eigenschaften bekannt. Gegenwärtig wird die Pflanze auch pharmakologisch genauestens untersucht.[9]

Pflanzen der Schwarzfärber

Die Schlecht- oder Schlichtfärber, wie sie auch genannt wurden, färbten ausschliesslich Schwarz, Blau und Braun und beschränkten sich zunächst noch auf das Färben von Leinwand, die als grobe (also schlechte) Ware galt, «denn eine dunkle Einfärbung kaschierte die unregelmässige Struktur des derben Leinengewebes, so dass die mindere Qualität durch die Farbgebung weniger ins Auge fiel. Es erfolgte also eine Aufwertung geringer Stoffqualität durch die Farbe Schwarz, die allerdings nicht in jedem Fall von Erfolg gekrönt war.»[10]

Für die Gerbstoff-Schwarzfärberei wurden hauptsächlich Rinden und Blätter verwendet, so etwa von: Berberitze *Berberis* spp., Ahorn *Acer* spp. und Erle *Alnus* spp. Andere ergiebige Quellen für Gerbstofffarben sind die grünen Fruchtschalen der Walnüsse *Juglans regia* L. oder Eichengallen.

Der Absud der Pflanzenrohstoffe wurde mit Eisenspänen versetzt, was eine dauerhafte Schwarzfärbung der Textilien zur Folge hatte.

Auch die blaufärbenden Beeren von Zwergholunder *Sambucus ebulus* L. – die giftig sind und daher nicht als Nahrung dienten – oder Heidelbeere *Vaccinium myrtillus* L. wurden zum Strecken von teurem Indigo benutzt (Abb. 8).

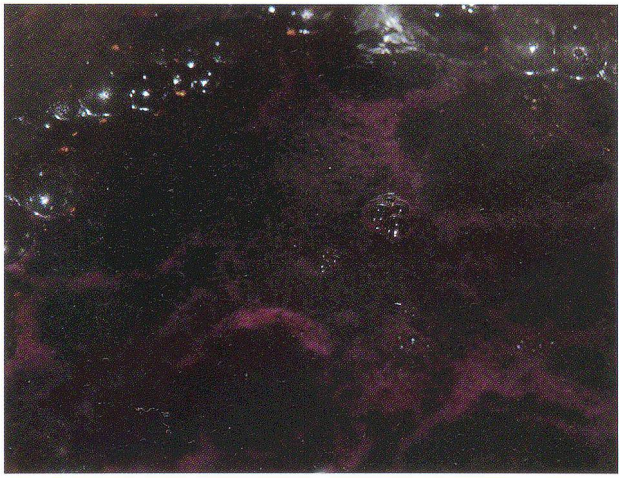

Abb. 8: Schwarzfärberei mit Holunderbeeren *Sambucus nigra*.

Die Landbevölkerung, die sich keine teuren Indigofarbstoffe leisten konnte, färbte direkt mit diesen dunkeln Beeren. Nachteil dieser Methode ist die sehr beschränkte Lichtechtheit. Nach einem Jahr mussten die dunkeln Stoffe daher wieder nachgefärbt werden.

Einen umfassenden Einblick in das Verhältnis von bunten und schwarzen Bekleidungsfarben im 16. Jahrhundert erhält man in der Arbeit von Christina Burde[11], in der sie zum Schluss kommt: «Einerseits wurde von verschiedenen Seiten stets aufs Neue zu einer ehrsamen, schlichtfarbigen, in der Regel dunklen Kleidung ermahnt (lediglich Rot galt in Kombination mit Schwarz als angemessene Farbe der Privilegierten), andererseits konnte die bunte, von der Landsknechtstracht inspirierte Mode selbst durch wiederholte gesetzliche und moralische Mahnschriften in ihrer Beliebtheit nicht wesentlich beeinträchtigt werden.»

Chemische Zaubereien

Es mutet fast magisch an, wenn man den Prozess verfolgt, wie mithilfe von getrockneten Wurzeln, Blüten oder Blättern bunte Textilien in allen Farben entstehen. Nicht Zauberei natürlich, sondern eine grosse Erfahrung und ein gewisses Verständnis für chemische Prozesse sind Voraussetzung dafür.

Im Wesentlichen werden durch chemische Reaktionen möglichst stabile Verbindungen zwischen wasserlöslichen Pflanzenfarbstoffen und Textilfasern herbeigeführt.

Je nach Zugabe von verschiedenen Säuren, Metallsalzen wie Alaun (Kaliumaluminiumsulfat) oder Weinstein (Kaliumhydrogencarbonat), Soda und Pottasche erzeugen geschickte Färber aus den gleichen Pflanzenrohstoffen unterschiedliche Farbtönungen (Abb. 9). Mit Kupfervitriol (Kupfersulfat) konnten die Farben beispielsweise abgedunkelt werden, Alaun bewirkt als Beize allgemein eine intensivere Farbgebung.

Die hohe Kunst des Färberhandwerks bestand einerseits in der Erzeugung möglichst (licht-)echter Färbungen, die nicht ausbleichten, und in der Reproduzierbarkeit der Farbtöne – ohne Möglichkeit zur chemischen Analyse der Rohstoffe war das eine grosse Herausforderung. Färberrezepturen beruhten wohl auf einer Mischung aus Experimentierfreude und grosser Erfahrung. Die genauen Färberrezepturen – die Spezialität jedes Gewerbebetriebes – wurden oft als «Familiengeheimnisse» bewahrt und mündlich überliefert. Es sind nur wenige schriftlich festgehaltene Rezepturen erhalten geblieben, was vielleicht auch einfach ein Ausdruck davon ist, dass viele Färber und ihre Gesellen des Lesens und Schreibens nicht kundig waren.[12]

Das Färben mit Indigofarbstoffen ist eine Besonderheit und im Vergleich zu anderen Färbeverfahren wesentlich komplizierter: Indigo-Vorstufen, wie sie in Pflanzen

Abb. 9: Farbnuancen von Indigo unter Zusatz unterschiedlicher Metallsalze.

vorkommen, sind in Wasser nicht löslich, deshalb kann der Farbstoff auch keine direkte Verbindung mit den Pflanzenfasern eingehen. Der Farbstoff muss also erst in eine wasserlösliche Form gebracht werden. Der chemische Prozess – eine Reduktion des Indigofarbstoffes zur schwach gelblichen Leucobase – wurde früher als Gärverfahren in grossen Küpen (Holzbottich) durchgeführt.

Beim Färben in der Küpe bleiben die Textilien erst einmal praktisch farblos. Erst beim Trocknen an der Luft wird der Leucobasefarbstoff wieder zu Indigo oxidiert, das nun eine feste Verbindung mit den Fasern eingegangen ist.

Das Färbereihandwerk hatte auch unerwünschte Nebenwirkungen: «In Zürich wollte der Rat den Betrieb eines Färberkessels nur unter der Bedingung gestatten, dass kein ‹tampf davon gan mug› und die Nachbarn möglichst wenig ‹von gesmak und von röches wegen› belästigt werden.»[13]

Schon früh wurden den Färbern deshalb in den Städten Plätze zur Ausübung ihres Handwerks zugewiesen, was etwa auch Strassenbezeichnungen wie «Färbergasse» belegen.

Vielfalt in Bauerngärten

In den Haus- und Landfärbereien auf dem Land, fernab von den Städten mit ihren Handwerkszünften und den strengen Reglementierungen, konnte sich die Vielfalt an Färberpflanzen in den Bauerngärten teilweise bis in die neuere Zeit halten. Auch viele wildwachsende Pflanzen können zum Färben verwendet werden, wenn sie auch nie den Status der Färberpflanzen erlangten wie Krapp, Wau und Waid.

Zu diesen gehört etwa die anspruchslose Färber-Hundskamille *Anthemis tinctoria* L. (Abb. 10), wie die Echte Kamille *Matricaria recutita* L. Mitglieder der Familie der Korbblütler *Asteracea*. Im Gegensatz zur Echten Kamille duftet die Färber-Hundskamille kaum und ihre grossen gelben Blüten erinnern in der Form eher an Margeriten als an die filigraneren Kamillen. Aus den getrockneten Blütenköpfen kann mit einer Alaunlösung

Abb. 10: Färberkamille *Anthemis tinctoria*

eine schöne Gelbfärbung von Textilien erzeugt werden. Die Färber-Hundskamille, die von Juni bis August blüht, kommt in den wärmeren Lagen der Schweiz zerstreut wildwachsend auf Äckern und an Wegrändern vor. Sie wurde früher oft wild gesammelt, aber auch in Gärten kultiviert, wo sie sich rasch ausbreitet.

Eine weitere gelbfärbende Pflanze aus der Familie der Korbblütler ist der Rainfarn *Tanacetum vulgare* L. Die im August gesammelten Blüten wurden in Alaun gebeizt zur Erzielung eines intensiven und lichtechten Farbtons gebraucht. Färberginster *Genista tinctoria* L. aus der Familie der Schmetterlingsblütler *Fabaceae* (Abb. 11), ebenfalls eine gelbfärbende Pflanze, kommt in der Schweiz auf Trockenrasen und in lichten Wäldern oder an Waldrändern vor. Sie blüht von Juni bis August. Auch aus der Kanadischen Goldrute *Solidago canadensis* L. lässt sich ein wunderschöner gelber Farbton gewinnen – vielleicht ein Lichtblick für all jene, die dem invasiven Neophyten sonst nicht viel Positives abgewinnen können.

Schliesslich gehören auch der Gewöhnliche Frauenmantel *Alchemilla xanthochlora* L. sowie das Johanniskraut *Hypericum perforatum* L. (Abb. 12) zu den beliebten Bauerngartenpflanzen, die vielfältig eingesetzt werden können, als Zierpflanzen in Blumensträussen, als Heilpflanzen oder auch zum Färben von Gelb- bis Rottönen.

Wie man mit einem Färbegarten einen vielfältig bunten Akzent setzen kann, ist in verschiedenen Schau-

Abb. 11: Schmetterlingsblüte von Färberginster *Genista tinctoria.*

gärten der Schweiz zu sehen, so etwa in der Gartenanlage des Schlosses Wildegg[14], im Botanischen Garten Zürich[15], im Färbergarten der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Wädenswil[16] oder im Freilichtmuseum Ballenberg[17].

Künstlerische Nische

Die Entdeckung der synthetischen Teerfarben war ein entscheidender Schritt in der Geschichte der Pflanzenfarben – je nach Blickwinkel bahnte sich damit der Verlust eines traditionsreichen Kulturguts an oder die «Befreiung der Pflanzenfarben» aus dem engen Korsett der Regelungen, die von ökonomischen Zwängen und Interessen geprägt waren. Das einstige Handwerk zog sich in eine künstlerische Nische zurück, wo der Umgang mit Pflanzenfarben eine grosse Freiheit zurückgewonnen hat und sich im bunten Kaleidoskop wieder frei entfaltet. Eine schier unerschöpfliche Fülle von Pflanzen, aus deren Wurzeln, Blättern, Blüten, Rinden, Früchten

Abb. 12: Rotes Johannisöl – mit etwas Geschick lässt sich das Rot des Johanniskrautes auch auf Textilien übertragen (Alternative: Gelbfärbung mit Johanniskraut).

Abb. 13: Malen mit Krapprot – im Curriculum der Rudolf-Steiner-Schulen nach wie vor fest verankert.

Abb. 14: Ostereierfärben mit Rotholz *Caesalpinia* spp.

oder Holz Farben gewonnen werden, wächst vor der Haustür. Künstlerinnen und Künstler experimentieren damit, Anleitungen zum Selberherstellen von Pflanzenfarben werden verfasst[18], und in der Waldorf-Pädagogik wird weiterhin im Schulunterricht der fachgerechte Umgang mit Pflanzenfarben vermittelt (Abb. 13).

Wer sich selber nicht sogleich an das «Unternehmen» des Pflanzenfärbens von Stoffen und Fasern wagt, kann ohne grossen Aufwand beim Ostereierfärben beginnen. Vor der Osterzeit sind in vielen Läden Pflanzenfarben-Kits erhätlich, meist mit tropischen Rothölzern *Caesalpinia* spp. und Blauhölzern *Haematoxylum campechianum* L. (Abb. 14). – Oder man wählt einen noch einfacheren Einstieg und sammelt mit Zwiebelschalen erste Erfahrungen mit Pflanzenfarben.

1 Einen Überblick über die Geschichte der Farben und Färberei unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz ist zu finden in: Maarsen, David (2009). *Färbepflanzen der Schweiz*. Bachelor-Thesis, ZHAW Wädenswil, S. 9–19

2 Geschichtlicher Überblick E. E. Zunft zu den Webern: http://www.webernzunft.ch/Zunftgeschichte.html

3 Geschichtlicher Überblick E. E. Zunft zu Safran Basel: http://www.safranzunft.ch/inhalt.htm

4 Ausführlichere Darstellung dazu in: Maarsen David. *Färbepflanzen der Schweiz*. S. 16–19

5 Ausführliche Informationen zu Indigo: Kaiser-Alexnat, Renate. «Indigo – Der König der Farbstoffe», in: *Südostasien Magazin*. Ausgabe 3/2008, S. 110–121; oder unter http://www.dyeplants.de

6 Nach Ploss, E. E. (1977). «Ein Buch von alten Farben». München, in: Maarsen, David. *Färbepflanzen der Schweiz*, S. 12

7 Nach Andersen, A. S. (1990). «Das blaue Wunder». Köln, in: Maarsen, David (2009). *Färbepflanzen der Schweiz*. S. 12

8 Kaiser-Alexnat, Renate (2009). *Färberwaid (Isatis tinctoria* L.*)*. Faltblatt

9 Ausführliche Beschreibung in: Hamburger, Matthias (2003). «Isatis tinctoria – from the rediscovery of an ancient medicinal plant towards a novel anti-inflammatory phytopharmaceutical», in: *Phytochem. Rev.* 1, S. 333–344; Mohn, Tobias; Plitzko, Inken; Hamburger, Matthias (2009).«A comprehensive metabolite profiling of Isatis tinctoria leaf extracts», in: *Phytochem.* 70, S. 924–934

10 Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. Diss., Universität Bremen, S. 56–57

11 Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. S. 53

12 Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. S. 55

13 Kühnel, Harry (Hg.) (2005). «Alltag im Spätmittelalter». S. 64; in: Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. S. 61

14 www.musee-suisse.ch/d/wildegg

15 http://www.bguz.uzh.ch

17 www.lsfm.zhaw.ch

17 http://ballenberg.ch

18 Zum Beispiel: Arendt, Helena (2009). *Werkstatt Pflanzenfarben. Natürliche Malfarben selbst herstellen und anwenden*. Aarau; oder Meier, Günter (1994). *Pflanzenfarben. Forschung, Herstellung, Anwendung*. Dornach

Alle Abbildungen: Maja Dal Cero

Résumé

La teinture des textiles est une technique très ancienne. Dans les teintures de la draperie médiévale, les colorants végétaux étaient particulièrement utilisés. Les racines, les écorces, les feuilles, les pétales, les fruits à l'état sauvage ou cultivés, servaient de matières premières dans l'élaboration des teintures. De mystérieux procédés chimiques permettaient d'augmenter l'intensité de certaines couleurs végétales. Les teinturiers chevronnés pouvaient avec seulement quelques plantes aux couleurs primaires, grâce à la multiplication des bains de teinture, saisir toutes les nuances de couleur.

La découverte des synthétiques signifiait, d'une part la perte d'un artisanat riche en traditions, d'autre part le développement d'une liberté artistique dans l'utilisation des couleurs végétales. À travers le pays, les manufactures et les artisans-teinturiers, loin des villes, de leur corporation et des réglementations strictes, pouvaient se contenter, en partie, de la diversité des couleurs issues des plantes dans les jardins campagnards. Et ceci jusqu'à l'époque moderne.